

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 3 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher, Melitta Breznik,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lisz Hirn, Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Benjamin Quaderer,
Julya Rabinowich, Angelika Reitzer, Kathrin Röggl,
Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wisser

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

HELENA ADLER: QUARANTANAMO 3	3
BETTINA BÄLAKA	4
BIRGIT BIRNBACHER	6
MELITTA BREZNIK: CORONA TAGEBUCH	7
ANN COTTON	10
NAVA EBRAHIMI: CORONA-TAGEBUCH 3	13
VALERIE FRITSCH: CORONA TAGEBÜCHER 3	15
MONIKA HELFER: CORONA 3 – ES GEHT DEM MÄRZENDE ZU	16
LUCIA LEIDENFROST: CORONA TAGEBUCH (TEIL 3)	19
CHRISTIAN MÄHR: CORONA-TAGEBUCH 3	21
BENJAMIN QUADERER	23
JULYA RABINOWICH: CORONATAGEBÜCHER: ECHOKAMMER 3	24
ANGELIKA REITZER	26
KATHRIN RÖGGLA: EINE WOCHE IM MÄRZ	32
THOMAS STANGL	37
MICHAEL STAVARIČ: CORONA-TAGEBUCH TEIL 3	40
DANIEL WISSER	43
BIOGRAFIEN	46

Helena Adler: Quarantanamo 3

22.3.2020

Ich schleiche ins Atelier und plündere zum dritten Mal das im Kasten versteckte Osternest meines Sohnes. Neben den Vollmilch-Schokoladen sticht der Schnabel meiner Pestmaske hervor, die ich mir letzten Sommer in Venedig gekauft habe. Es würde mich nicht wundern, wenn mich der Wuhan Wazelnwurm gleich für meine Völlerei bestraft. Wenn er direkt vom letzten Pfauchen der toten Ratte, die mir die Kleine gerade vors Fenster gelegt hat, auf mich überspringt, durch das Glas hindurch. Einen lieben Gruß vom Schnitter, scheint die Katze zu sagen und schaut mich an, als wäre ich die Verrückte. Von der Italienischen Front hört man, dass es keine Bestattungen mehr gibt. Friedhöfe sind überfüllt, Leichengräber arbeitslos, weil nur mehr Verbrennungen wie im Krieg stattfinden. Leichenfledderern geht's an den Kragen. Manchmal sieht man Militärkarawanen, die als neue Leichenwägen fungieren und die Toten in andere Gebiete verstreuen. In manchen Gegenden werden ganze Wäldchen für die Särge abgeholzt. Ich überlege, wie ich endlich meinen Beitrag leisten kann. Wenn ich tatsächlich nicht heil aus dieser Sache rauskomme, dann möchte ich eine möglichst umweltfreundliche Bestattung. Kein Baum soll für meinen Sarg gefällt werden. Aber auch kein Erdgas für meine Einäscherung verschwendet. Am besten wäre ein alter, abgenutzter Sarg. Einer, den keiner kauft, weil er defekt oder unschön ist. Ausschussware. Ein verstaubtes Requisite aus Nosferatu oder überhaupt second hand.

Mein Sohn dringt mit lautem Organ in meine Sperrzone ein, ich werfe die Restschokolade in das Nest zurück, schlage die Kastentüren zu und wische meinen klebrigen Mund ab. Früher habe ich die heimlich hinter der Speisekammertür naschenden Kriegsomas wegen ihrer Scheinheiligkeit belächelt. Jetzt greife ich selbst auf die süßen Beruhigungsmittel zurück. „Schau, was ich für dich gemalt habe“, sagt mein Sohn und streckt mir sein Kunstwerk entgegen, das uns beide neben dem Gipfelkreuz der Dolomiten zeigt, denn heute durfte er Checker Tobi im Hochgebirge schauen. „Gehen wir, Eisbrecher?“, frage ich ihn und deute mit einer Kopfbewegung nach draußen. „Ja!“, schreit er und läuft ins Vorhaus,

um sich seine Stiefel anzuziehen. Wir drehen eine Runde und er knackt Eispfützen mit seinem Rad, das ihm eigentlich noch zu groß ist. Ein Splitterhaufen bleibt hinter uns zurück. Er reicht mir schon fast bis zur Brust. Zu schnell gewachsen. Ich habe meine Haube vergessen, der Wind peitscht mir ins Gesicht. Am Weiher bleiben wir kurz stehen, werfen Steine ins Wasser. Wellen brausen auf uns zu, Fische zappeln an der Oberfläche. Ein Goldfisch jagt alle Karpfen. Ein einzelner Rotschupp treibt den ganzen Schwarm vor sich her. Ich nenne ihn Donald. Wir beobachten Reiher, Blesshühner und Schwäne. Dann pflücken wir Brunnkresse am Bach und finden eine tellergroße Teichmuschel ohne Inhalt. Am Abend gehe ich alleine spazieren. Die Straßenlaternen bemuttern mich sanft.

Bettina Bälaka

29.3.2020

Die Luft ist klar. Ich kann Küchengerüche und Blumendüfte wahrnehmen, die normalerweise von Abgasen verschluckt werden. Am Kinderspielplatz baden Tauben in einer Wasserlacke. In der Stille hört man die Kirchenglocken wie auf dem Land. Nur dass es die Glocken mehrerer Kirchen sind: Votivkirche, Alserkirche, Maria Treu, und ganz von Ferne – das muss Breitenfeld sein. Sie scheinen sich abgestimmt zu haben, denn sie läuten knapp nacheinander, so dass es keine Kakophonie wird.

Wo weder Menschen noch Autos sind, fliegen die Vögel tiefer. Krähen segeln knapp über dem Asphalt, ein Amselpärchen kommt aus einer Hauseinfahrt geflitzt und touchiert mich beinah. Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich einen Himmel ohne Kondensstreifen. Die Chemtrail-Verschwörungstheoretiker müssen sich etwas Neues suchen und haben es schon gefunden: Die Wirtschaftstycoone der Welt legen (aus noch eher undurchsichtigen Gründen) die Wirtschaft lahm.

Zu meinen unangenehmsten Kindheitserinnerungen gehört es, aus dem Schlaf gerissen zu werden. „Hopp hopp hopp!“, hieß es. Mit „hopp hopp hopp“ trieb

man die Schifahrer bei den Rennen an. Wir Kinder wurden damit ins Badezimmer, zum hastigen Frühstück, in die Schule oder den Kindergarten gejagt. Ich hoffe, dass man die Kinder jetzt ausschlafen lässt. Dass sie in diesen Wochen des Ausnahmezustands wenigstens den Vorteil haben, ihrer biologischen Uhr gemäß aufwachen zu dürfen und nicht nach dem Diktat einer Außenwelt, die angeblich unglaublich wichtige Dinge zu tun hat.

„Ich bin mir sicher, dass ein paar von den positiven Dingen, die jetzt passieren, später bleiben werden“, sagt mein Vater frohgemut am Telefon. Nun, er ist mitten im Krieg geboren und findet die Lage nicht so dramatisch, solange keine Bomben fallen und man genug zu essen hat.

„Was für positive Dinge?“, frage ich.

„Na zum Beispiel, dass man sich jetzt für ein Rezept nicht mehr stundenlang in ein verseuchtes Wartezimmer setzen muss! Ich brauch den Arzt nur anzurufen und er mailt es direkt an die Apotheke!“ Unmöglich sei das, hat es immer geheißen, und nun war es binnen einem einzigen Tag doch möglich gewesen. Ja, es ergeben sich Ideen für „danach“. Während manche Feministin schon nach zwei Wochen Lockdown den Untergang des Abendlandes in Gestalt der Rückkehr zur grauengebietenden „traditionellen Kernfamilie“ fürchtet, kann mein Bruder sich dank des (zumindest in seinem Beruf) plötzlich möglich gewordenen Home Office deutlich mehr um sein neugeborenes Baby kümmern als erwartet. Hätte er nicht sowieso einen Papamonat nehmen können? Ja, unbezahlt. Natürlich ist die Lösung nicht perfekt. Jemand, der seinem Arbeitgeber zur Verfügung stehen muss, kann nicht exakt die Hälfte von Kinderbetreuung und Hausarbeit übernehmen. Aber er kann doch deutlich mehr mithelfen, als wenn er jeden Tag in die Firma müsste. Solange wir nicht in einem utopischen Idyll leben, in dem Väter und Mütter gemeinsam drei Jahre bei vollen Bezügen zu Hause bleiben können, wäre das mal ein Anfang. Was bleiben sollte, ist die Wertschätzung für Berufe, die als systemerhaltend gelten. Diese Wertschätzung muss zukünftig in Geld und annehmbaren Arbeitsbedingungen ausgedrückt werden. Die sprichwörtliche „Billa-Verkäuferin“ gilt als die unterprivilegierteste aller Arbeitnehmerinnen. Nun sehen wir, dass wir sie dringendst brauchen, sonst wird das nichts mit den gefüllten Zuc-

chini an Rucola-Kürbiskernpesto. Sie muss ihre Gesundheit und damit die ihrer Familie gefährden und erhält dafür einen Spott. Noch schlimmer sind die Schandlöhne jener Erntearbeiter, die jetzt fehlen, weil sie aus Polen und der Ukraine kommen und nicht einreisen können. Auch die Ausbeutung von ausländischen Arbeitskräften im eigenen Land ist eine Form des Kolonialismus. Und was ist mit den Vierundzwanzig-Stunden-PflegerInnen, denen man die Kinderbeihilfe gekürzt hat? Nun lässt man sie aus Rumänien und Bulgarien einfliegen, damit das Betreuungssystem nicht zusammenbricht.

ZustellerInnen, ApothekerInnen, Öffi-FahrerInnen, Kranken- und AltenpflegerInnen, ÄrztInnen, Krankenhausputzkräfte – für sie gibt es kein zu Hause bleiben, wenn es hart auf hart geht. Und auch nicht für PolizistInnen, die gerade wieder das Feindbild schlechthin abgeben, weil sie ihren Job machen. Spaß- und freiheitsgewöhnten Menschen sollen diese überwiegend jungen Frauen und Männer klarmachen, dass die große Freiluftparty jetzt nicht angesagt ist. Stets höflich und sensibel, versteht sich, selbst wenn sie ignoriert, beschimpft oder gar angespuckt werden. Der Linke, der nun etwas nicht tun darf, was er bis dato nie tun wollte, nämlich mit Wildfremden dicht an dicht auf einem Parkbankerl sitzen, wähnt sich schon in einer Diktatur. Wenn sich die Wiener Polizei bei der Bevölkerung für ihre Kooperation durch das Abspielen des Austropopklassikers „I am from Austria“ bedankt (wobei es zu so manch gemeinsamer Gesangseinlage zwischen Bürgern und Beamten kommt), ist das dem Bobo nicht fein genug – er hätte eher für die Kleine Nachtmusik optiert.

Birgit Birnbacher

25.03. „the chinese virus“ reimt sich auf miley cyrus.

25.03. was ich immer noch nicht verhindern kann: die gedanken an die vielen unbenutzten lungensprays.

26.03. dass jogging einmal zum gesamtgesellschaftlichen jojo-effekt wird, hätte vor ein paar wochen auch keiner geglaubt.

27.03. mein mann denkt laut darüber nach, was claude simon über livestreamlesungen gesagt hätte. er wünscht sich einen shutup und bestellt: 1 radtrikot von café du cycliste in poppy red, don quichotte im hardcover und den räuber hotzenplotz im schuber.

28.03. poppy red ist ungefähr so rot wie zyklam blau.

28.03. ich habe so oft lungensprays übersiedelt, bis sie zur benutzung zu alt und für den restmüll zu viele waren.

28.03. mit hinweis auf die allergiesaison bestelle ich bei der sprechstundenhilfe lungensprays auf QR code.

29.03. missglücktes social distancing: ich denke daran, dass es sich jetzt sehr lange her anfühlt, dass mein mann im bus immer den platz neben mir freigelassen hat, weil fremde häufig ein bedürfnis verspüren, mir etwas von sich zu erzählen. vor der apotheke schaue ich starr auf den boden, aber es wirkt nicht. 1 mann setzt mir im detail sein problem mit den chinesen auseinander. 1 asiatin ist so fertig, dass sie kaum stehen kann. wir drei sind die schlange, aber wir stehen in knotenform. als die asiatin zum apotheker hineingeht und ihre medizin gleich offen zu trinken bekommt, sagt sie nachher im vorbeigehen auf widderschaun zu mir.

30.03. wenn ich alle lungensprays immer genommen hätte, hätte ich niemals mit dem rauchen aufgehört. es wäre mir viel zu gut gegangen. insofern war mein vorgehen auch ein bisschen richtig. aber hauptsächlich war es falsch.

Melitta Breznik: Corona Tagebuch

27.3.2020

Die letzten drei Wochen sind wie im Flug vergangen. Es war kaum möglich den Nachrichten und Entwicklungen, zu guter Letzt den Vorschriften nachzufolgen. Ein rasanter Film, den ich bereits schon einmal gesehen zu haben glaubte, lief im Hintergrund ab, ein Drohszenario, das ich seit der Beschäftigung mit dem 2. Weltkrieg internalisiert habe. Plötzlich ist alles möglich, Gesetzesänderungen, Notverordnungen, Abstand halten, skeptische Blicke, eine

Stimmung des Misstrauens. Zunächst ist es nur das langsam, aber stetig immer lauter werdende Rauschen der Welle, die das Virus bereits in den Medien und in wissenschaftlichen Artikeln vor sich herschiebt, beginnend mit einem Referat einer Kollegin über die Dynamik der Epidemie in China, an einem Morgenrapport im Spital. Das scheint uns nicht sonderlich zu betreffen, nach den Erfahrungen der letzten Seuchenausbrüche, irgendwo weit weg von uns. Dann wird es lauter, die Meldung, in Bayern habe sich jemand infiziert, dann geht es Schlag auf Schlag. Das Rauschen ist bis heute zum Getöse angeschwollen und übertönt alles. Doch stiller war es nie in der Welt, man hört hier im Tal mitten in den Bergen abends die einzelnen Transportmaschinen im Landeanflug auf Mailand, das 180 Kilometer Luftlinie von hier aus liegt und in manchen Nächten mit seinen entfernten Lichtemissionen die Sicht auf den Sternenhimmel trübt.

Inzwischen habe ich die Rehabilitationsstation, die ich gemeinsam mit meinem Kollegen in den letzten drei Jahren aufgebaut habe, auf Anordnung des Kantons in aller Eile geräumt, es müssen Betten zur Verfügung gestellt werden. Staunende Patienten saßen mir gegenüber, das kann nicht sein, das hat es noch nirgends gegeben, wie soll es mit mir weitergehen. Dann alle sehr gefasst, Weisung von oben, man ordnet sich unter, organisiert sich selbst, es geht um's Überleben, nichts wie weg. Nun gehört es zum Alltag, man hört, Kliniken werden geräumt, um im Notfall Epidemiepatienten aufnehmen zu können, keiner wundert sich mehr.

Zuerst denke ich, Tagebuch schreiben, sonst vergesse ich das Unglaubliche, doch dann jeder Tag anders, es macht gar keinen Sinn über das zu berichten, was sich gerade geändert hat, denn nach Mitternacht, nach Inkrafttreten von neuen Beschlüssen, ist das zu Berichtende bereits Makulatur. Was mir in der abendlichen Müdigkeit einfällt, klingt in meinem Kopf wie die Gebrauchsanweisung für den Aufbau einer Seuchenstation, die Anleitung zur Organisation eines Careteams für die Mitarbeiter, die auch psychisch durchhalten sollen, wenn es dann zu viel werden wird, wenn sie Entscheidungen treffen sollen, die ihnen im „normalen“ Leben nie jemand abverlangt hätte. Ich gehe noch einmal die Triageempfehlungen von Schwerkranken bei Ressourcenknappheit durch.

Der Ton verändert sich rasant, in dem Anweisungen an das Personal durchgegeben werden, ja, es sind Befehle, sie sind sofort umzusetzen, alle Bilder abhängen, die Bücher im Korridor weg, alles was nicht desinfiziert werden kann, kommt in den Keller, ab sofort als Isolationsstation für Infizierte zur Verfügung gestellt, jawoll. Wir versuchen uns umzugewöhnen, keine Diskussionen, steile Hierarchien, keine Entscheidungsbäume, Hände ständig waschen und desinfizieren, Masken tragen, Sicherheitskontrollen am Eingang. Die Frage, ob man sich daran so sehr gewöhnt, dass man es nachher auch gar nicht mehr anders denken kann?

Vor und nach der Arbeit die ständigen Nachrichten, morgens und abends die Zeitungen, seit neuestem nur mehr online, denn bis in meinem Dorf die gedruckte Ausgabe kommt, ist alles wieder anders, es befällt mich das Gefühl, bereits Geschichte zu lesen, wenn ich die Seiten aufblättere, selbst das geliebte Rascheln des Papiers klingt noch eine Spur altmodischer als früher. Abends „Brot und Tulpen“ mit Bruno Ganz als DVD, versuche mich abzulenken, und plötzlich das unangenehme Gefühl, die Menschen in der Reisegruppe stehen doch viel zu eng beieinander, ich spüre es physisch, hier ist etwas falsch. Die ganze Szene wirkt antiquiert, schlecht gespielt, das macht man doch gar nicht mehr so. Und plötzlich merke ich, wie ein Gefühl der Sehnsucht in mir aufsteigt, nach genau einer solchen ungezwungenen Nähe, ein kleines Anrempeln aus Spaß, im Vorbeigehen, die Hand auf die Schulter legen, jemanden kurz am Oberarm halten, einen Kuss auf die Wange drücken. Alles vorbei. Wie lange? Gestern auf einem Spaziergang im eisigen Ostwind, der einem bis auf die Knochenhaut bläst, fällt mein Blick auf die rötlichvioletten Blütenstände eines Seidelbaststrauchs. Der Geruch aus meiner Kindheit, als ich mit Vater diesen Pflanzen in unserem Tal unter den steilen Kalkfelsen hinterhergestiegen bin, um mit der Nase ganz nah – nur nicht berühren, den Duft einzusaugen, der eine üppigere Jahreszeit verspricht und doch etwas Kühles in sich trägt. Er ist giftig, sagte Mutter immer, wasch Dir die Hände und pflücken darf man ihn nicht, er ist geschützt. Jetzt wasche ich mir jeden Tag die Hände, immer und immer wieder, lange genug, man soll ein ganzes „Happy Birthday“ dazu singen, vielleicht auch noch „Happy Birthday, dear Corona...“ und ihm einen Seidelbast

in Gedanken in die Hand drücken, einen ganzen Strauß, in der Hoffnung ihn zu besänftigen. Früher hat magisches Denken noch geholfen.

Ann Cotton

Samstag, 28.3.2020

Wie wenn man von einer langen Autobahnfahrt wieder ins Stadtbild einfährt und sich mit den Tempolimits schwertut, brauchte es einige Tage, bis sich die Dimensionen des Möglichen wieder normalisiert hatten. Weil in meiner Wohnung ein Italiener haust, der nicht nach Hause kann, habe ich uns in einen Wiener Schrebergarten eingemietet. Darüber freue ich mich extrem. Freiwillige Selbstquarantäne mit einem kleinen Garten ist so ziemlich das Beste, was mir passieren konnte. Seit Jahren gehen mir die mehr oder weniger albernem Veranstaltungen auf die Nerven, mit denen ich als Schriftstellerin meinen Lebensunterhalt verdiene. Ich habe Glück, dass es geht, und ich bin der Infrastruktur und dem Respekt dabei sehr dankbar. Sie haben mich auch auf eine absurde Weise an verschiedenste Ecken der Erde gebracht und mit sehr sehr liebenswerten und interessanten Menschen zusammengebracht, wofür ich auch sehr dankbar bin, und insgesamt habe ich sicher ein lustigeres Leben als so jemand Fixangestellter mit Anwesenheitspflicht an einem Betriebsstandort, Büro usw. gehabt, muss man eventuell dazu sagen, schauen wir mal. Trotzdem hatte ich mich in letzter Zeit nach einer Möglichkeit gesehnt, länger an einem Ort und bei einer Sache zu bleiben und nicht ständig von der absurden Aufregungskurve von Events unterbrochen zu werden, die mir letztlich am Arsch vorbeigehen (inklusive und insonderlich den Präsentationsaktivitäten meiner eigenen Werke, die für mich abgeschlossen sind und für andere erst beginnen, aber da muss ich doch nicht die Kindergärtnerin spielen, wozu wurde die Druckerpresse erfunden?!). Ich wurde zunehmend allergisch auf die betulichen Vorbereitungsarbeiten, die in einer wie auch immer gearteten *Veranstaltung* kulminieren (von außerhalb des Deutschen betrachtet auch ein durch und durch lächerliches Wort), bei der man sich betrinken muss, um die unerträglichen

Leute zu ertragen und mit einem Anschein von Leutseligkeit und einer erhöhten Sentimentalität gemeinsam dieses "Nieendenwollen"-Gefühl zu erzeugen, und am nächsten Tag der Kater, das Gefühl großer verschwendeter Zeit, und das mühselige, abgelenkte Zusammensuchen der Fäden der eigentlich interessanten, vielleicht sogar wichtigen (wenigstens mir) Projekte. Das Blödeste an meiner zunehmend negativen Haltung zu meinen eigenen Tätigkeiten war natürlich, dass alles Kulturelle (inklusive Kochkunst) nur dann gut werden kann, wenn man wenigstens ein bisschen daran glaubt. Meine zynische Haltung schädigte nicht nur mich selbst als integre Person (um eine solche zu bleiben, hatte ich ursprünglich - und es war keine Wahl - den Pfad der Literatur eingeschlagen), sondern auch meine Arbeit.

Jedenfalls geil jetzt. Ein Gartenhäuschen mit Internet und ein Haufen Zeit. Extrem brauchbare Gartenbestuhlung, featuring eine schmiedeeiserne Schaukelbank, die an einem betagten kleinen Apfelbaum (Charakter: griesgrämig regierende Hauskatze) festgebunden ist, zu wessen Stabilisation, ist unklar.

Was nun neben den im Vergleich zu sonst idealen Arbeitsbedingungen noch interessant ist am Leben im Schrebergarten, ist natürlich der Camp-Faktor, mit dem Takashi und ich jetzt "Herr und Frau Österreicher" spielen. Ich mag das. Ich hatte noch nie Lust, jeden Furz meines Lebensstils selbst zu bestimmen, da kommt bei mir nur unausgegorener Hippie-Mist raus. Das Häuschen ist von solchen Dimensionen, dass es eigentlich die Bewegungen erzieht. Das ist gut für mich: ich bin sonst eher Typ Rasenmähroboter: erst bewegen, dann denken. Das Haus hat aber Logik! Die Küche z.B. ist Schütte-Lihotzky-Style, es ist kaum möglich, mehr als drei Schritte darin zu machen. Aber im Gegensatz zur Mini-Küche in meiner Wohnung, wo man eigentlich nur mit kreativem Kellneryoga arbeiten kann, den Salat in der Badewanne wäscht, Bücherregal als Ablage usw., gibt es hier für alles einen ziemlich sinnvollen Platz. Die Küche bringt mir sozusagen das Kochen bei. Oder, um ganz ehrlich zu sein, 80% Takashi. Ich kann aber sehr gut Mischbrotscheiben schneiden, mit der Schneidemaschine auch Weißkohl für Salat, überhaupt schneide ich gerne. Den Charakter einer Suppe entscheidet die Schneideweise des Gemüses auch mit, wobei ich von der Wirkung des in Dreiecke geschnittenen Selleries ein biss-

chen enttäuscht war. Das ist aber alles für euch weniger interessant als für mich. Ich höre jetzt auf, bevor ich anfangen, mich über die Blütenpracht besagten Apfelbaums auszulassen, oder über die riesige Hummelwespe oder was das war, bistunarrisch.

Im zu diesem Projekt parallelen, internationaleren Tagebuchblog der New York Review of Books prallen gerade sehr unterschiedliche Situationen aufeinander. In den USA große Emotionen, Hysterie, Klaustrophobie, Beziehungsreflexionen, Familie, Familie, Familie. In Kolumbien, Indien oder Jemen ein neuer Take auf eine dauerfragile Situation. (Mensch, immer dazu denken, es ist die über tausende Nabelschnüre eng verbundene andere Seite unserer Scheinstabilität in der ersten Welt, die teils auf sehr dreckigen Geschäften beruht.) In Japan scheint ähnlich wie hier Distanz zu herrschen, vorsichtige Mischungen aus Respekt vor der Situation, Abwarten der nächsten Entwicklungen und Ansätze von Skepsis, ob die Maßnahmen übertrieben sind. Das glaube ich nicht. Diese extrem lange Inkubationszeit und die vermutlich hohe Zahl von symptomlosen Trägerinnen machen die Sache eigentlich intuitiv nicht erfassbar. Es bleibt eine Studie der Statistik am eigenen Leib, und wenn es im Nachhinein übertrieben erscheinen sollte, dann heißt es, dass die Maßnahme geglückt ist. Und insbesondere schult es den Blick auch für andere Tendenzziele und graduelle Prozesse wie Emissionsreduktion, Müllreduktion etc. Wo unser Diskurs oft nicht mit Quantitäten umgehen kann, sondern alles gleich in entweder oder, gut oder schlecht übersetzen muss.

Wenn es indessen ein sozial- und wirtschaftspolitisches Experiment wäre, dann umso besser. Ich glaube aber nicht an Verschwörungstheorien. Bei jeder Gelegenheit gibt es die gesamte menschliche Palette an Reaktionen und deren mediales Tauziehen. Ich glaube an glückliche Zufälle und deren Verstärkung durch bestehende Strukturen, durch mögliches Auswechseln von unter- und vordergründigen Argumentationen – ob nun zum Guten oder zum Schlechten – an Akkumulationen, Zufallsströme, Erosion usw. Angenommen, jeder halbwegs bewusste Mensch auf dem Planeten hätte irgendwie auf dem Schirm, dass sich die ganze Struktur der globalen Wirtschaft grundlegend ändern muss, umgebaut werden muss. Aber jedem sind die Hände gebunden. Und dann gibt

es einen Anlass, einen Vorwand, wie Liesl Ujvary sagen würde, zu einer radikalen Veränderung, wie ein Staubkorn in einer feuchtigkeitsschweren Luft. Man denkt es halt mit, hält nach Gelegenheiten Ausschau. Ich hoffe das wenigstens. Dass nicht nachher gleich wieder in die alte Verhaltenskruste zurückgefallen wird. Howgh.

Nava Ebrahimi: Corona-Tagebuch 3

30.3.2020

Wir sind wieder in der Stadt.

Ich nehme an der Krise teil.

Ich habe nicht mehr das Gefühl, der letzte Mensch zu sein.

Und ich kann mich wieder mit dem Schreiben beschäftigen.

Oder ich fange erst einmal mit Wörtern an. Mit einem Wort: übergriffig.

Ich hörte dieses Wort zum letzten Mal am Dienstag, den 10. März. Ich frage mich, wie es weitergehen wird mit diesem Wort.

Am 10. März kündigte die Regierung die ersten einschneidenden Maßnahmen gegen das Coronavirus an. Unis, FH, Theater, Kinos wurden geschlossen, Veranstaltungen mit mehr als 100 Personen verboten. Es war das erste Mal, dass ich Beklemmung spürte. Aber dieses Wort fiel noch in der alten Zeitrechnung. Restaurants hatten noch geöffnet, ich saß mittags mit zwei Freundinnen beim Inder. Eine sagte, sie hätte es übergriffig gefunden, dass uns eine weitere Freundin am Tag zuvor nachdrücklich per WhatsApp dazu aufgefordert hatte, das aktuelle Interview mit dem Star-Virologen Christian Drosten zu hören. Diese Freundin war dann, also am 9. März, im Gegensatz zu uns, nicht beim Sterne-Konzert aufgetaucht, wo wir unter anderem die neue Nummer „Du musst gar nix“ gehört und beim Tanzen fremde Menschen berührt hatten.

Das Wort „übergriffig“ erzeugt seit jeher Abwehr in mir. Das liegt daran, dass ich aus einer iranischen Familie stamme und so ziemlich alles, was in iranischen Familien normal ist, hier im Westen als übergriffig bezeichnet wird. Das könnte mir egal sein, wenn mein Mann zu Beginn unserer Beziehung nicht jede

zweite Handlung meiner Mutter als übergriffig empfunden hätte, was zu zahlreichen Konflikten führte. Er hat diese inzwischen als – aus seiner Sicht – übertriebene Gesten der Fürsorge akzeptiert und verwendet aus Rücksicht auf mich das Wort nicht mehr. Aber mir scheint, es hat sich in den vergangenen Jahren überall hineingefressen, in alle Formen von Beziehungen. Es wird inflationär eingesetzt, längst nicht mehr nur dann, wenn jemand unsere Intim- oder Privatsphäre verletzt. Wer etwas als übergriffig brandmarkt, muss sich kaum noch erklären; schon, dass es subjektiv als übergriffig empfunden wird, reicht aus. Das Wort allein ist ein Argument, es ist sogar ein Totschlagargument. Es wird oft auch eingesetzt, wenn Komfortzonen bedroht, wenn echte Auseinandersetzungen um die Freiheit des Einen und die Grenzen des Anderen nicht gewollt sind. Manche tun auch Interesse am Mitmenschen oder simple soziale Interaktion mit einer leicht nervösen Gereiztheit als Übergriffigkeit ab.

Harald Martenstein empört sich etwa in einer seiner Kolumnen über die Übergriffigkeit, die er darin erkennt, dass sich Bedienungen in Restaurants danach erkundigen, welches Buch er liest, während er auf die Mahlzeit wartet. Ist das nicht etwas Schönes, dass sich Kellnerinnen und Kellner für Literatur interessieren?

Über Martenstein empöre ich mich jetzt aber nicht, ich will auf etwas anderes hinaus.

Ich stimmte meiner Freundin beim Inder nicht zu. Es war die Sorge um uns, als Einzelne und als Gesellschaft, die diese andere Freundin dazu gebracht hatte, uns das Drosten-Interview dringlich zu empfehlen. Und die Tatsache, dass sie allein nicht in der Lage war, das Worst-Case-Szenario mit sehr vielen Toten zu verhindern.

Und jetzt sitzen wir hier, drei Wochen später, von der Regierung notwendigerweise übergriffig in die vier Wände verbannt, darin bevormundet, wen wir treffen dürfen und wen nicht, die Polizei kann uns bestrafen, wenn wir mit Freund oder Freundin durch die Stadt spazieren oder uns nach Hause schicken, wenn unser Verhalten im Park zu gesellig wirkt. Ein falscher Schritt an der Käsetheke im Supermarkt, eine zu freudige Begrüßung auf der Straße, ein Schnaufen in die falsche Richtung beim Joggen kann ein Menschenleben kosten. Ein

Virus, die übergreifigste aller Entitäten, führt uns auf radikale Weise vor Augen, wie abhängig wir voneinander, wie verwoben unsere Schicksale sind.

Ich bin so weit, ich kann von Wort auf Satz erhöhen.

Sätze, die klingen wie aus einer anderen Zeit:

„Ich war mit der Oma in der Stadt und wir haben Pizza gegessen.“

„Das ist übergreifig.“

Valerie Fritsch: Corona Tagebücher 3

29. März

Die Uhren laufen ohne Zeiger, hängen nackt an der Wand, aber im Verborgenen arbeiten sich die Zahnräder und Uhrwerke ab, machen ihre eigenen launischen Gesetze, stellen den Mensch mitten in die Zeit hinein. Und was soll er auch dagegen machen. Er hat nichts Besseres und nichts Schlechteres zu tun, nie.

Die Welt ist nicht zerbrechlicher als sonst, man sieht die Zerbrechlichkeiten nur besser, man hat mit einem Mal ein Auge für die Sollbruchstellen, denkt ein Virus, eine Krankheit mit, sieht in jedem Körper und in jedem Kopf die Anatomie der Verwundbarkeit. Jeden Brustkorb öffnet man wie ein Tabernakel, schaut misstrauisch auf die sonst so gut versteckten Innereien, die Lunge und das Herz. Irgendetwas entdeckt man immer. Die einen macht das mitfühlend, die anderen finden es anstrengend und unhöflich, fühlen sich belästigt von jeder Achillesferse, jeder Angst, die mit dem Menschsein kommt, umso mehr in seltsamen Zeiten.

Überall sprießen die Katharsisphantasien, man will sich läutern und das Beste aus allem machen. Man könnte meinen, manchen Leuten wäre es gar nicht möglich ohne eine nie dagewesene Krise die Wohnung aufzuräumen, das Badezimmer zu putzen, Kaiserschmarrn zu kochen. Die, die es sich leisten können, besinnen sich auf sich selbst, erleben die Erweckung des Ichs, als ließe einen erst eine höhere Macht über die eigenen Wünsche und Grenzen nachdenken. Die Menschen sitzen aufgeschreckt in den Häusern, wollen plötzlich et-

was, das sie zuvor nicht wollten, ein anderes Leben. Man bleibt für unabsehbare Zeit auf seinen Versäumnissen sitzen, lebt in der Erstarrung der Umstände, ist wie der Nachbar, der Freund, der Fremde die Gefolgschaft von Lots Frau geworden. Ein Heer mit angehaltenem Atem auf Sofa und Küchenstuhl, mit Tiefkühlpizza am Schoß. Die ersten träumen schon leise von der ganzen Welt.

Monika Helfer: Corona 3 – Es geht dem Märzende zu

Während die Pest wütete, setzte sich ein König in die Mitte eines Kreises, der mit Reisig umrundet war und immer brennen sollte. Das Feuer wird mich vor der Pest schützen, dachte er sich, bedachte aber nicht, dass sein Kätzchen auf dem Schoß voller Flöhe war, und so wurde auch der König krank und starb. Das Kätzchen überlebte. Das fiel mir auf meinem Schlossberg-Weg ein, und gleichzeitig kam mir die Vorstellung, wie es wäre, würde die Welt stillstehen, von einem Atem zum anderen, so wie bei Dornröschen, als der Koch dem Küchenjungen eine Ohrfeige geben will und mitten im Schlagen hört alles auf. So stehen die beiden Jahre lang, und als die Katastrophe vorbei ist, beenden sie ihren Schlag, und der Küchenjunge ist bestraft. Was er verbrochen hat, weiß er nicht mehr, und der Koch weiß es auch nicht.

Ein Mann begegnet mir, hager, und wie mir scheint, betet er, so seine Lippenbewegungen; als er mir zu nahekommt, weiche ich einen Schritt zurück.

Ich vermisse den Gemüsemarkt und die Jungpflanzen, die es um diese Zeit schon gäbe. Da ich nie gern telefoniert habe, bin ich beinahe kontaktlos, aber trotzdem kann ich es mir nicht mehr angewöhnen zu telefonieren. Dann wäre der erste Satz: Dass du telefonierst? Ich warte eben ab. Heute ist der Wind so schneidend, dass mir die Brust schmerzt. Nach dem Spaziergang bleibe ich daheim. Vielleicht kann ich mich aufraffen, Bücher, die sich stapelweise vor dem Bett türmen, einzuordnen.

Eine schöne Erzählung habe ich in der Nacht gelesen: *Schlaflos* von Jon Fosse. Es handelt von einer Herbergssuche, die so eindringlich beschrieben wird, dass

ich erst zu lesen aufhöre, wenn es fertig ist. Jetzt bin ich an den Tagebuchaufzeichnungen von Heinz Strunk, und obwohl nichts passiert, fesselt mich das Buch. Sein Leben mit seinen brennenden Füßen, seine Schreibwut und Schreibangst, mir ist das geläufig. Mir hat sein Buch *Der goldene Handschuh* zugesetzt, diese Beschreibung von Trinkern nimmt mir jede Illusion.

Ich stelle im starken Kaffeetrinken einen Rekord auf. Höre auf, wenn sich mein Magen aufregt. Serien zu schauen, ist mir verleidet, sie sind so austauschbar und gewöhnlich.

Habe gerade an Tomaten gedacht, da kam mir meine Nachbarin sehr nahe und sagte, sie habe zu viel gepflanzt und sie könne mir Setzlinge abgeben. Bedanke mich auf Distanz, was sie, glaube ich, nicht versteht. Sie schaut keine Nachrichten, erzählt sie, weil alles so schrecklich sei, sie weiß alles nur vom Hörensagen, und manchmal liest sie verrückte Einträge im Internet. Ich sollte ihr sagen, dass das fatal ist, aber irgendwie habe ich Hemmungen.

Und dann mein neu angefangener Roman mit dem Arbeitstitel *Invaliden*. Macht mir Angst und Übermut.

Mich lähmt die Vorstellung der vielen Särge.

Lizte Hirn

Quarantänetag 8: Montag, 23.3.20

Kurz profitiert in der Krise politisch von dem Sozialstaat, den er abschaffen bzw. reduzieren will. Während die Verführerfigur im Radio weiterspricht: Katzen, Pferde, Kind, Seele (?) streicheln.

Q9: Dienstag, 24.3.20

Letzte Nacht von Blümel geträumt. Wir machten einen Spaziergang an einer Flusspromenade (Wien, Budapest, Phantasieland?). Seltsamerweise nett, deshalb kam ich in Laune und fragte ihn unverblümt: „Glaubst Du wirklich (an Gott)?“ Leider fällt mir nicht und nicht seine zögerliche Antwort ein.

Q10: Mittwoch, 25.3.20

Die Decke fällt mir gleich auf den Kopf. Ich habe das erste Mal Bilder von Toten gesehen. Und es wird mehr geben. Während und danach. In Marokko fahren Panzer auf, hat mir Raffaella via Telegram mitgeteilt. Ihr Institut in Casablanca ist geschlossen. Sie darf nicht mehr aus dem Haus. Glück im Unglück, dass ich das Flugticket noch nicht gebucht habe. „Gut feeling“?

Q11: Donnerstag, 26.3.20

Großeinkauf. Ich bin echt aufgeregt. Seit zwei Wochen keinen Supermarkt mehr betreten. Ich fahre zu zweit, um schneller wieder draußen zu sein. Vielleicht auch, um den Anschein von Normalität zu wahren. Und um die Kisten tragen zu können. Schräg, wie einige im Supermarkt einfach nicht ausweichen (wollen)! Die schwarzen Plastikgummihandschuhe sind natürlich gleich nach der Brotentnahme gerissen. Hingen mir wie eine zerrissene Piratenflagge von natürlich der rechten Hand. Eine hörbar feucht hustende Frau versteckt sich hinter ihrer Maske. Mir war es peinlich, meine aufzusetzen. Zu den Handschuhen hätte sie gepasst. Nächste Woche dann (verpflichtend)?

Q12: Freitag, 27.3.20

Heute wieder zwei Interviews zu Corona und dadurch ganz sympathische Leute kennengelernt. Diese losen Kontakte machen mir Sehnsucht nach Zukunft. Die denke ich allerdings rein mithilfe von Bildern meiner Vergangenheit. Ich im Kaffeehaus, in der (U-) Bahn. Wird die Zukunft ohne Maske sein? Die Welt wirkt schon jetzt desinfiziert.

Q13: Samstag, 28.3.20

Wochenende. Was bedeutet das in Quarantäne? Seit gestern bläst der Wind richtig grausig kalt. Das Ohrensausen verschwindet erst wieder abends. Einmal Badewanne und zurück. Die Seuche schwimmt im Happy End.

Q14: Sonntag, 29.3.20

Ein schwieriger Morgen, zumindest ein wenig Sonne abgefangen. Die fehlende Privatsphäre schlägt auf mein Gemüt. Intimität muss natürlich nicht glücklich machen. Aber dass sie in Zeiten von Corona nicht einmal etwas ist, das man der Seuche entgegensetzen kann, stresst mich.

Lucia Leidenfrost: Corona Tagebuch (Teil 3)

23.03.2020

Belastungsgrenze, geschlossene Geschäfte, Epidemie, positive Testungen, Eindämmung, desinfizieren, Atemschutzmasken, erste Welle, leichter Verlauf, schwerer Verlauf, Virusschleudern, dreißig Sekunden Händewaschen, in die Armbeuge husten, Atemnot, Homeoffice, Kurzarbeit, Grippesymptome, Milliarden Hilfe, schwarze Null, Haushalt, Mangel an Desinfektionsmitteln, Homeschooling, Virologen, Staatsschulden, Pandemie, Staatsanleihen, Geld drucken, in die Armbeuge niesen, WHO, Mangel an Schutzkleidung für medizinisches Personal, trockener Husten, Impfstoff, Ausgangsbeschränkung, Kontaktverbot, Atemschutzmaskenpflicht, Passierscheine, Wirtschaftskrise, zweite Welle.

24.03.2020

Es ist siebzehn Uhr, ich habe noch etwas zu erledigen, gehe durch die Innenstadt. Alle Geschäfte haben zu. Nur in den Schaufenstern brennt Licht, die Verkaufsräume dahinter sind dunkel und menschenleer. Die automatischen Türen öffnen sich nicht, als ich an ihnen vorübergehe. An den geschlossenen Türen, den Schaufenstern hängen DIN-A4-Zettel: Aufgrund der Corona-Situation, wegen des Ausbruchs des Corona-Virus, wir schützen unsere Kunden, vorübergehend geschlossen, sobald die Epidemie, aufgrund der aktuellen Lage, in dringenden Fällen...

Nur die Drogerietüren gehen auf, vor ihnen stehen Tafeln:

Toilettenpapier:	ausverkauft!
Küchenrollen:	ausverkauft!
Mundschutzmasken:	ausverkauft!
Einmalhandschuhe:	ausverkauft!
Taschentücher:	ausverkauft!
Seife:	verfügbar
Händedesinfektion:	ausverkauft!
Flächendesinfektion:	verfügbar

25.03.2020

Jeden Tag sehe ich mindestens drei Rettungshubschrauber am blauen Himmel. Sie fliegen Kranke, mit Corona infizierte Franzosen aus dem Elsass in deutsche Spitäler. Ich finde diese fliegende Verbindung, deutsch-französisch, französisch-deutsch schön. Jeden Hubschrauber begrüße ich innerlich. Trotzdem weiß ich, dass da drinnen jemand liegt, der keine Luft bekommt und beatmet werden muss. Ich frage mich, in welcher Sprache sich die Franzosen und Deutschen im Krankenhaus unterhalten werden.

26.03.2020

Während ich in der Schlange vor dem Lebensmittelgeschäft stehe, frage ich mich, ob das Anstehen für Lebensmittel seit der Industrialisierung jede Generation erleben musste.

Im Geschäft ist es beunruhigend eng. An der Kassa gibt es alle drei Minuten Streit. „Nur eine Packung Klopapier pro Einkauf“ „Halten Sie Abstand!“ „Stellen Sie sich *hier* und nicht *da* hin.“

27.03.2020

Wir werden digitalisiert. Ich hatte gestern meine erste Online-Lesung. Sie war ganz anders als meine bisherigen Lesungen. Ich saß schon Minuten vorher auf meiner Bühne, meinem Küchenstuhl, klickte, damit mich die Leute sehen konnten. Dann war die Verbindung da, in der Kommentarspalte begrüßten mich die Leute. Bei einer Lesung sonst lächle, nicke ich den Leuten zu, wenn sich unsere Blicke kreuzen und ich sie kenne. Dann war die Verbindung weg. Wieder wartete ich auf eine Verbindung, dann erschien: *Du bist live* auf meinem Bildschirm. Leute begrüßten mich erneut. Ich begann zu lesen, kein Hüßeln, kein Augenkontakt für Sekunden, kein Räuspern, Lachen, Ausatmen, Atemanhalten im Publikum war für mich zu hören. In einem Drittel des Bildschirms sah ich mich beim Aufschauen, im anderen Drittel des Bildschirms rauschten Kommentare der Zuschauer herunter.

28.03.2020

Ich laufe durch ein Meer aus Seifenblasen der Sonne zu. Sie glitzern im Licht, schimmern in Regenbogenfarben, sind wunderschön. Ich fange sie, ich greife danach. Der Wind trägt sie zur Straße. Da ist kein Auto, ich traue mich trotzdem nicht, ihnen hinterherzujagen. Es kommt Nachschub, sie zerplatzen an

meinen Fingerspitzen, Haaren, Oberschenkeln, Handflächen. Zum Abschied kann ich den Seifenbläsern nur von Weitem zurufen, ihnen nur winken. Ohne Brille sind sie für mich zwei dunkle, verschwommene Gestalten ohne Gesichter in der Unterführung hinter mir.

29.03.2020

Ich weiß nicht warum, aber mir kommt dieses Datum so bedeutend vor. Ich schaue den 29.03. an und finde nicht, was an diesem Tag ist. Kein Geburtstag fällt mir ein, kein Sterbetag, kein Internationaler Tag, der mir etwas bedeutet, kein geschichtliches Ereignis. Vielleicht sind es einfach nur die Umstände, in denen ich lebe. Wie werden die Leute in hundert Jahren darüber sprechen? Ich gebe wieder einmal etwas in die Suchmaschine ein: *Überwindung der Spanischen Grippe*. Ich bekomme 16.700 Treffer, in keinem davon kommt das Wort „Überwindung“ vor. Ich klicke mich von Artikel zu Artikel, die Grippe kam in drei Wellen und anscheinend war es dann einfach vorbei. Ich erfahre nicht, warum.

Christian Mähr: Corona-Tagebuch 3

25.3.: In Marseille wurde an einer Klinik eine Kombinationsmedikation an Coronapatienten ausprobiert. Hydroxychloroquin und Azithromycin. Das eine ein Malariamittel, das andere ein Antibiotikum. Die Ergebnisse waren für den verantwortlichen Arzt so positiv, dass er sie veröffentlichte. Hätte er besser bleiben lassen sollen, denn „er stieß damit auf vehemente Kritik bei anderen Wissenschaftlern“, wie es hieß – das ist die akademische Formulierung für „shitstorm“. Zu wenige Patienten, nicht richtig ausgewählt, außerdem sei nicht sicher, dass die Patienten überhaupt gesundet seien – das Virus, heimtückisch, wie es ist, habe sich vermutlich eh nur aus dem Rachen in die Lunge zurückgezogen; im Rachenabstrich sei es dann nicht mehr nachweisbar. Haupteinwand aber: Kein Doppelblindversuch, wo nicht einmal der Versuchsleiter weiß, wer das Medikament kriegt und wer das Placebo. Die WHO warnte – dieselbe WHO, die vor Ibuprofen warnte und die Warnung dann zurückziehen

musste. Schwerer wiegt das Argument mit dem Rachen, das könnte aber leicht geklärt werden: Leben die Patienten noch, oder sind sie, vom leichtsinigen Dr. Raoult in falscher Hoffnung gewiegt, daheim dem Virus zum Opfer gefallen? Vielleicht mal nachfragen, die Klinik hat sicher die Telefonnummern ...

Erschreckend: Da wird eine Studie mit allen methodischen Vorkehrungen verlangt, als ob wir uns im Frieden befänden. Wir sind aber nicht im Frieden, wir sind im Krieg, wie es Macron richtig ausgesprochen hat: Krieg gegen einen inneren Feind. Es handelt sich nämlich um eine *Seuche*, nicht um eine *besondere Situation*, wie es die wachsweiche, verschwiemelte Diktion beim nördlichen Nachbarn vorschreibt. Bei einer Seuche braucht man ein Mittel – nicht so nötig wie einen Bissen Brot, sondern viel *nötiger*. Und das probiert man dann aus. Wie Louis Pasteur es mit seinem Anti-Tollwutserum getan hat. Kann auch schiefgehen. Sicherer ist immer, gar nichts zu tun. Als *Arzt* kommt das aber nicht gut an, da sind die Leute komisch ... für Viro- und sonstige -logen gilt das nicht; die können jetzt über Skype die begierigen Medien mit ihren Weisheiten füllen, jeden Tag aufs Neue.

Beim Chloroquin kommt noch die historische Belastung hinzu. 1934 von Bayer als Malariamittel eingeführt, war es im 2. Weltkrieg hochbedeutsam besonders für die alliierte Kriegführung im Pazifik, weil es sich dem dort verwendeten Atebrin als überlegen erwies. Ein Militärmedikament. Und konkurrenzlos billig.

Chloroquin leidet auch unter dem *Trump-Effekt*. Als sich der Präsident positiv darüber äußerte, war es bei uns medial unten durch; weil alles, was er sagt, verrückt ist, ganz einfach. Wenn es nur so wäre! Dann hätten wir in Trump ein Beispiel negativer Unfehlbarkeit, aber so jemanden gibt es nicht.

26.3.: In Deutschland werden die Triage-Kriterien in den Kliniken aktualisiert. Keine Angst: Ein Grenzalter von 80 ist nicht allein entscheidend, ob ein Patient beatmet wird; es gelten auch andere Umstände, die man so zusammenfassen kann: Wie ist er beieinander, hat es überhaupt noch einen Zweck? Oder liegt er eh schon im Sterben? Prompt verlangte ein Sesselfurzer aus der Medizinverwaltung, damit könne man die Ärzte nicht alleine lassen, es bedürfe einer „breiten gesellschaftlichen Diskussion“. Ja eh ... die müsste aber angesichts

der Lage ein bisschen flotter ablaufen als üblich, daher von mir gleich der erste Vorschlag: Um den Diskriminierungsvorwurf zu vermeiden („... die Alten lasst ihr verrecken!“), soll der Zufall walten: Rubbellose! Wer drei Atemmasken freirubbelt, bekommt eine, wer nicht, geht heim sterben. Niemand wird mit der „Verantwortung allein gelassen“.

Für diese Woche reicht's.

Salvete!

Benjamin Quaderer

24.03.2020

Heute ist es genau zwei Wochen her, dass ich zum letzten Mal U-Bahn gefahren bin.

25.03.2020

Von einem Bekannten erfahre ich, dass sich die Buchverkäufe von einer Woche auf die andere um 50% reduziert hätten. Bei den Neuerscheinungen sei das wahrscheinlich noch mehr. Ich wünsche mich in eine Zeit zurück, in der mir diese Nachricht egal gewesen wäre.

26.03.2020

Heute ist Ms Geburtstag. Es ist nicht leicht, etwas vorzubereiten, wenn man sich rund um die Uhr in der selben Wohnung befindet. Gemeinsam in Quarantäne zu sein und Geheimnisse voreinander zu haben, schließt sich aus. Ich habe bei REWE eine Happy Birthday Girlande gekauft, Luftballons, ein paar Ritter Sport. Um die Kassiererinnen und Kassierer zu schützen, hat man Plexiglasscheiben aufgestellt, die Kundschaft und Personal trennen. Manchmal, wenn ich an Menschen vorbeigehe, habe ich das Gefühl, die Luft anhalten zu müssen. Ich habe bis nachts um 2 einen Kuchen gebacken, Geschenke verpackt, das Wohnzimmer dekoriert. M hat sich gefreut. Sie telefoniert mit Freundinnen und Freunden via Videochat, sie sprechen polnisch, manchmal gehe ich vorbei und sage die paar Worte, die ich sagen

kann, cześć, jak się masz, okulary przeciwsłoneczne, dann lachen alle und ich lache auch. Wszystkiego najlepszego.

27.03.2020

Fick schieß Corona

28.03.2020

Bei meiner Stammbuchhandlung wird aus dem Fenster heraus verkauft. Ich frage die Buchhändlerin, wie das Geschäft so gehe. Wie an Weihnachten, antwortet sie strahlend. Das überrascht mich, und vielleicht schaut mich D deswegen so verwundert an, als ich ihm ein paar Minuten später zufällig auf der Straße begegne. Aus 2 Metern Sicherheitsabstand erzählt er mir, dass er positiv auf Corona getestet worden sei, ich weiche einen Schritt zurück, vor drei Wochen. Ich trete wieder etwas näher. Jeden Tag habe ihn jemand vom Gesundheitsamt angerufen und ein paar Fragen gestellt. Es sei nicht so schlimm gewesen, er ist 29, bisschen Husten, bisschen Fieber, aber er sei froh, dass es vorbei sei. Auf dem Nachhauseweg kommt es mir vor, als würde mein Gesicht jucken.

29.03.20

Wir haben uns wegen der Einkaufsliste gestritten. Die Tagesschau hat heute 30 statt 15 Minuten gedauert. Der Suizid des hessischen Finanzministers erschüttert mich.

30.03.20

Es schneit.

Julya Rabinowich: Coronatagebücher: Echokammer 3

31.3.2020

Die Wochentage fließen in einen nicht sehr farbvollen Film und verlieren ihre Bedeutung. Meine Welt trennt sich zusehends von der Welt, die nach gemeinsamen Abläufen ausgerichtet ist. Ich telefoniere nur noch ungern, die Worte ins Außen sind schwerer als früher. Ich kann gut schreiben, im Luftleeren. Wenn ich laut spreche, erscheint das seltsam, ungewohnt, auch ermü-

dend. Ich bin mit kurzer Pause seit über 3 Wochen allein. Meine Wohnung ist ein Brutkasten, in dem ich gut genährt meiner Wiedergeburt entgegenreife. Ich kenne auch das, ich lag schon einmal in einem solchen abgeschiedenen Raum, angewiesen auf die Gaben von außen, als Frühchen in einer Säuglingsstation des Leningrader Krankenhauses. Ich habe natürlich keine Erinnerung daran, aber ich habe sehr wohl eine Ahnung dieser Erinnerung. Diese Abgeschiedenheit ist in mir gespeichert, in meine DNA eingeschrieben, so, wie die Furcht vor absolutistischen Systemen, vor Freiheitsbeschneidung mit der Muttermilch in mich gesogen wurde. Während Corona die Luft zum Atmen nimmt, erblüht nebenan eine Diktatur von Orbans Gnaden. Die Erinnerungen vermengen sich mit Zukunftsaussichten in ein bleiernes Amalgam. Die Gleichgültigkeit vieler Menschen verwundert nicht mehr, sie entsetzt. Erstmals kommen eigenartigste Verschwörungstheorien nicht mehr nur von rechts, sondern auch von links. Sogar sozialdarwinistische Auswüchse des survival of the fittest. Opfert die Alten und die Unnützen, tönt es da. Es gibt eine Petition, die die sofortige Rücknahme der Quarantäne fordert. Ein Blick nach Italien oder Frankreich sollte eigentlich selbsterklärend sein: es trifft nicht nur die Alten und Geschwächten. Es wird schon nicht so schlimm werden, ist jedoch das Mantra derer, die nicht ausziehen wollen, um das Fürchten zu lernen. Das Fürchten aber ist mein Kompass, mein Frühwarnsystem ist fein kalibriert, und ich bereue nichts. Unser Kanzler hat keine harten Worte für den Skandal, der sich Ischgl nennt. Er sagt, dass er keine Zeit habe, sich zu Orbans Missetaten zu äußern. Es ist nicht so lange her, da nannte er ihn Freund. Die Maßnahmen, die unser Leben verändert haben, sind notwendig, ich trage sie gerne mit. Aber das Schweigen des Kanzlers zu dem, was nebenan geschieht, hinterlässt nicht nur bitteren Geschmack im Mund, sondern auch einen kühlen Schauer den verfatenden Rücken hinab. Ich will diese immerwährende Ungewissheit, die Beschränkung und Bedrohung der Künste, die sterbende Pressefreiheit, ich will diese großangelegte Freiheitsberaubung und Bedrohung nie wieder erleben müssen – und ich werde sie nicht hinnehmen. Auch in diesem Brutkasten nicht, zu dem meine Wohnung geworden ist, diese mit Hingabe desinfizierte kleine Insel im Ungewissen.

Angelika Reitzer

(24.3.)

Ich schaue mir einen TV-Bericht über die Kunst in der Krise und Alternativen dazu an und stelle wieder einmal fest, dass der Posterboy der rechten Intellektuellen, Carl Schmitt, neben Poesiesprüchen für den Neoliberalismus allgemein auch den ORF beliefert: „Die Gesellschaft ist aus den Fugen geraten, souverän ist nicht nur, mit Carl Schmitt gesprochen, wer den Zustand beherrscht, souveräner ist der, der die Zeit nach der Krise zu definieren versteht.“

Dass es sich beim Kulturjournal von Ö1, unser aller Kultur- und Qualitätssender, nur um eine aktuelle Berichterstattung handelt, die mit tieferen Schichten von Kunstschaffen, Philosophie vielleicht sogar, Feuilleton, mit Kunst abseits von Geplapper und Event, äh, Veranstaltungen eben, nichts zu tun haben möchte, hat soeben der Kulturchef (Namen schon wieder vergessen, wozu auch?) bewiesen, indem er mit Anfang der Woche diese aktuelle Kultur im Radio abgeschafft hat. Stattdessen plauderte der Spielräume-Moderator gestern eine Viertelstunde früher als sonst (und um diese *15 Minutes of Fame* verlängert) darüber, welche Musikerin ein Wohnzimmerkonzert gegeben hat oder las von irgendwem was von Instagram vor. Auf der Homepage des Senders nennen sie es „Kulturforum – Woran arbeiten Sie?“ und fordern KünstlerInnen auf, Onlineformulare mit aktuellen Arbeiten zu befüllen, auf dass sie (Onlineredaktion oder ein unterbezahlter Praktikant von zuhause aus) das im Netz leicht verbreiten. Gratis-Content als aktuelle Kultur, an sich schon ein beschämendes Signal, eine verheerende Reaktion in dieser außergewöhnlichen Zeit, in der viel von Kooperation und Zusammenhalt die Rede ist.

Wie wird es weitergehen, welche Versprechen, welche Ängste, welche Chancen ... kann es für „eine Welt danach geben“? Die Auseinandersetzung über den Ausnahmezustand hinaus, Perspektiven, geben mir ein vorübergehendes Gefühl von Sicherheit, I confess. Auf freitag.de lese ich den Artikel des Juristen M. Pichls (Asyl- u. Polizeirecht, Uni Kassel) und des

Pressereferenten von medico international (eine Firma, die ich mir so ähnlich wie Ärzte ohne Grenzen vorstelle, habe das aber nicht überprüft) darüber, dass die Welt nach Corona jetzt ausgehandelt wird, etwa Felder der Demokratie, des Neoliberalismus und der Solidarität betreffend. Der Ausnahmezustand war (und ist) für Unterdrückte immer schon die „Regel“ (Walter Benjamin), für uns, die europäischen Staaten, den Westen, ist er in dieser Intensität eine neue Erfahrung, und wir müssen einen Umgang damit finden, dass sich demokratische Grundregeln, Rechtsstaatlichkeit auf dem Nullpunkt befinden (was nicht automatisch impliziert, dies als Notwendigkeit jetzt zu bezweifeln oder abzulehnen), müssen den politischen Ausnahmezustand ernstnehmen, sich seiner Logik allerdings nicht unterwerfen. Macron z.B., der durch soziale Bewegungen geschwächte Präsident (er ist nicht der einzige), versucht, durch Effekte und Rhetorik des Krieges, sich politisch zu sanieren. Gefahr droht auch durch eine Politik der Abschottung und des sich steigernden Nationalismus (oder wie ich es in meinen Worten sagen würde: Flüchtlinge raus, Inländer heimgeflogen!). Gesundheit wird nun als politisches Primat betrachtet, für das das europäische Austeritätsprinzip (Sparen, auch wenn es anderen Staaten schadet) aufgegeben und eine Wirtschaftskrise in Kauf genommen wird. In dieser Krise offenbaren sich zwei widersprüchliche Strategien: Die neoliberalen Politiken werden teilweise ausgesetzt, teilweise verstärkt (noch). Feministische Politiken bestätigen sich (Care-/Sorgearbeit) und jene gegen eine Vorstellung von Arbeit, die sich auf Lohnarbeit beschränkt. Eine Neubewertung von gemeinsamer Arbeit und ihrer Anerkennung, getrennt von Kategorien des Marktes und des Reichtums.

Strukturelle Überforderung von Krankenhäusern, Supermarktketten und Müllabfuhrern war schon vor der Pandemie sichtbar (der Abbau von Krankenhausbetten, die Einsparungen im Gesundheitssektor sind heute mitverantwortlich für die Auswirkungen dieser Pandemie oder: die dramatische Unterversorgung in vielen Gesundheitssystemen und der aktuelle Notstand).

Covid-19 sorgt möglicherweise/hoffentlich dafür, dass unser Leben entrümpelt wird und wir uns fragen, was wirklich wichtig ist.

Es wirkt so, als wäre Kultur des Konsums partiell ausgeschaltet worden (hier gibt es natürlich verschiedene interessante Einzel- und Teilaspekte: Wenn etwa Amazon davon absieht, heute Bücher zu versenden respektive von Verlagen nachzubestellen, weil diese nicht lebensnotwendig [für wen?] seien und ihre Infrastruktur für andere Konsumgüter benötigt werde; Buchhandlungen hingegen, die unmittelbar von den Beschränkungen dieses Ausnahmezustandes in der Existenz bedroht sind, (wiederum wirtschaftliches Elixier für sich selbst, aber auch weitere Branchen sind ...), und auch, wenn Konsum im Moment als pragmatisches und moralisches Problem wahrgenommen wird – er hat sich jetzt natürlich zu großen Teilen tatsächlich ins Netz verlagert.

Der Wegfall der gesellschaftlichen Bewegungsräume zeigt nun doch ziemlich deutlich, dass wir Kunst und Kultur brauchen und hier, zumindest jetzt, am Beginn dieser Isolationszeit (oh mein Gott, wenn ich sowas hinschreibe, wird mir sofort deutlich, wie wenig sich diese acht, neun Tag als Beginn von etwas anfühlen), nicht unbedingt die großen Massenaufläufe, sondern einzelne Songzeilen, Lyrics oder auch ein Gedicht, ein Bild, eine Performance (naja, so denk ich mir das aus meiner in die große Blase hinaus).

Alle musizieren, lesen, tanzen (?) jetzt im Netz für – andere ... Naja, das Internet wird vielleicht zum ersten Mal so benutzt, wie es wirklich sinnvoll ist, das täuscht aber natürlich nicht über die Tatsache hinweg, dass die Leute, die auch im analogen Leben durch Aufmerksamkeitsdefizit etc. nerven, das auch in der digitalen Welt tun, teilweise natürlich noch verstärkt.

Wann, wenn nicht jetzt, sollten wir ein Menschenrecht auf Gesundheit, Arbeitsschutzrechte, Vergesellschaftungen, bedingungslose Entlohnungen für alle Menschen fordern!?

Gestern bereits las ich den düsteren Text Jared Diamonds (Evolutionsbiologe) und Nathan Wolfes (Virologe), „Der Virenmarkt“, vorweg: Die beiden sind sich mit ihrer Meinung darüber einig, dass Zoonosen, also Tierkrankheiten, die vom tierischen Wirt über Säugetiere, also enge Verwandte, auf den Menschen übertragen werden, ebenso für die aktuelle Pandemie wie schon 2002/03 bei Sars und später Mers verantwortlich sind. Damals wäre es möglich gewesen,

sich für die nächste Epidemie zu rüsten, aber dies wurde verabsäumt. Sie beschreiben die Übertragung von Sars durch Larvenroller, das sind kleine fleischfressende Schleimkatzen, die sich bei Fledermäusen angesteckt haben, auf chinesischen Wildmärkten, die damals bereits geschlossen hätten werden müssen, was aber nicht geschah. Jetzt hat man sie zugemacht, aber der Handel mit lebenden Tieren für die traditionelle Medizin geht weiter. Die nächste Epidemie, die sich global ausbreiten wird, könnte die Welt (das sind ja wir!) noch schlimmer treffen als Sars und Covid-19, denn die Vernetzung der Weltbevölkerung nimmt weiter zu.

Und schließlich die Star-Soziologin Eva Illouz, „Versprechen einer Welt danach“ (in der SZ von heute): Covid-19 zwingt die Institutionen in die Knie. „Vom Flugverkehr bis zu den Museen ist das pulsierende Herz unserer Zeit stillgelegt“; Freiheit außer Kraft gesetzt und die Welt ist unheimlich geworden, die Vertrautheit mit der Welt ist uns abhandengekommen.

Der Verweis auf die Foucaultsche „Biomacht“, dass nämlich die Gesundheit das Epizentrum des Regierens ist, da das implizite Vertrauen zwischen modernen Staaten und ihren Bürgern auf dem Vermögen des Staates beruht, physische Gesundheit und Sicherheit seiner BürgerInnen zu gewährleisten. Für Illouz zeigt die Krise, dass 1.) dieser Vertrag gebrochen wurde, indem Wirtschaftstätigkeit gesteigert, Arbeitskosten gesenkt werden sollten (und alles, was das erfordert), Banken und Finanzzentren dereguliert, Konzernbedürfnisse erfüllt wurden und 2.) nur der Staat eine derartige Krise überwinden kann (obwohl die vier großen Digitalkonzerne so tun, als könnten sie das auch: Was durchaus als Bedrohung zu verstehen ist).

Der Kreislauf des Geldes hängt von einer Ressource ab, die bisher für selbstverständlich genommen wurde – die Gesundheit, was auch den Zusammenbruch der Finanzwelt zur Folge haben muss.

Das Gesundheitssystem als Grundlage für Vertrauen in die Zukunft.

„Damit die Wirtschaft eine Bedeutung haben kann, braucht sie eine Welt.“
(Illouz)
(25.3.)

Ich schaue mir einen Kinofilm an, interessanterweise sitzt der Regisseur ein paar Plätze neben mir. Als pausiert und umgebaut wird, spule ich zurück und zähle die Zeichen/Wörter, die bis dahin gesprochen wurden. Es sind 150.000, für einen abendfüllenden Spielfilm müssten es rund 200.000 sein, weiß ich als erfahrene Autorin und Filmexpertin. Aber da kommt noch was. Die Leinwand wird wieder heruntergefahren, die Handlung wird fortgesetzt und nun steigen alle SchauspielerInnen aus der Leinwand heraus und spielen den Film auf der Bühne fertig. Jetzt, beim Hinschreiben, fällt mir die doofe Kaffeewerbung ein, die genau dieses Sujet bedient, im Traum war mir klar, dass ich mir so sehr wünsche, dass wir einander wieder begegnen können, dass ich Kunst anders als über Bildschirme und Oberflächen erfahren kann, dass ich deshalb aus dem Film ein live aufgeführtes Stück mache.

Obwohl ich jeden Tag das Haus verlasse, entweder für einen kleinen Spaziergang, Einkehr im Supermarkt bzw. im *Applestore* (wie wir das kleine Geschäft am Platz nennen, das in dieser Ausnahmezeit so gewachsen ist, wie wir es uns zuvor gewünscht haben: Nicht mehr nur Äpfel und Apfelsaft, Kartoffeln und Zwiebeln werden hier verkauft, nun auch frisches Gemüse, Milchprodukte und die selbstgemachten Kuchen, die man vor der Ausgangsbeschränkung bei einem Espresso vor Ort genießen konnte und jetzt immer noch mit nachhause nehmen kann. Der Laden ist klein und alle bemühen sich, den Abstand zu wahren, die Verkäuferinnen tragen professionelle Schutzmasken) oder um laufen zu gehen, mich also regelmäßig bewege, habe ich heute in der Früh ausführlich nach Rollentrainern für das Rennrad gesucht. Im normalen Leben benutze ich das Rennrad nicht wahnsinnig oft, hatte mir das zwar letztens wieder einmal vorgenommen, aber der erste dafür vorgesehene Nachmittag fiel dann schon in die Zeit der Ausgangsbeschränkung, natürlich eine Ausrede, aber das Bedürfnis nach Bewegung ist ziemlich groß, nach jeder Laufeinheit geht es mir auch besser. Yoga- und Pilateseinheiten haben eine andere Wirkung, auch nicht schlecht, aber vom Gefühl her reichen sie immer nur kurz über den Moment hinaus, können die Verzagtheit eine Weile vertreiben, aber eben eine Weile nur.

Nur kurz nach dem Protest kam die Meldung, dass das Ö1-Kulturjournal in veränderter Form fortgesetzt wird. Gut so, natürlich. Aber die Frage, wie sehr sich Kunst- und KulturjournalistInnen, -redakteurInnen, -berichterstatteInnen nur als letzteres, als Bericht Erstattende, wenn etwas stattfindet, aber nicht wirklich Teil von Kunst und Kultur wahrnehmen, sollten sich diese dringend stellen. Der Reflex, hier alles sofort einzustellen, als wäre Kunst nur, was stattfindet, Ereignis und Event, war doch eine starke Aussage.

(26.3.)

Der erste Tag, an dem ich weder Lust habe, laufen zu gehen oder irgendeine Indoorbeweglichkeit zu simulieren, noch schreiben mag, meinen Sohn anschauze, weil er nicht sofort aufspringt, als ich ihn auffordere, irgendwas auf- oder wegzuräumen. Ich könnte ein bisschen weinen, aber das fühlt sich nicht echt an. Ich habe einen relativ großen Antrag formuliert und abgegeben, zwischendurch war ich für das Online-Formular zu langsam, *Ihre Sitzung ist abgelaufen* und das bereits zu einem Großteil ausgefüllte (aber nicht gespeicherte, weil ich diesen Teil nicht kapiert habe) Formular ist wieder weg, noch einmal von vorn. Das würde an normalen Tagen schon reichen, um mich irrsinnig fleißig zu fühlen und halbwegs zufrieden. Ich habe Marias Antrag noch einmal lektoriert und für ihr temporäres Ensemble einen Namen erfunden (*The Very Bright Map*), und obwohl ich den Namen sehr schön finde und mir sonst alles, was mit Band zu tun hat, Spaß macht, kann mich das auch nicht aufheitern. Auch nicht die Geschichten von Liebes- und Affärenverwicklungen, die ich schon erwartet habe, und die um einiges bestechender sind als meine Phantasie diesbezüglich. Ich fühle mich krank, weiß aber, dass ich verzagt bin.

(29.3.)

Gestern beim Radeln durch Favoriten bemerkt, dass es gar nicht so wenige Männer gibt, die sich in ihr Auto setzen. Nicht, weil sie wegfahren oder gerade angekommen sind und noch etwas verweilen (das wahrscheinlich auch), sondern einfach, um da zu sitzen. Immerhin hat man noch das Auto, diese kleine Kapsel, in die man sich zurückziehen und doch auf der Welt sein kann, auf der Straße, wo zwar nicht viel los ist, aber der eigene Radius erweitert sich

minimal. Das ist wahrscheinlich auch in anderen Bezirken so, ich will mich (oder die Favoritener Autobesitzer) gar nicht festlegen, aber es ist halt der nächste Bezirk, den man durchquert, wenn man gen Süden radelt.

Kathrin Röggla: Eine Woche im März

22.3.

Geisterflüge, Geisterkonzerte, Geisterspiele, Geistermiteinander. Hoffentlich unterhalten wir stabile Kontakte in die Geisterwelt.

22.3.

Diesmal ist es global. Es ist kein territorialer Angriff, sondern verbreitet sich flächendeckend. Die Kriegsmetaphorik ist bereits da, wo in der Zeit vom elften September die Virenmetaphorik war. Sprachen wir damals von einer viralen Verbreitung der Bilder, sprechen wir heute von einem kriegerischen Angriff durch einen Virus, und von einem Krieg gegen den Virus, den es zu gewinnen gilt. Grenzen werden dicht gemacht, als könnte man ihn dadurch eindämmen, Kontrolle ist jetzt alles. Doch Kontrolle wäre weitaus mehr gegeben, wenn man vorgesorgt hätte. Und ich, ich bin auf einen angeblichen Reichsbürger oder reichsbürger-nahen Menschen reingefallen, ich kann es nicht glauben. Dieser uns alle beruhigende Amtsarzt aus Schleswig-Holstein. Er steht diametral zu der Wut der Krankenpfleger, die uns klar sagen, Jens Spahn, nicht zu wählen. Denn er und seine Partei haben ja die Privatisierung des Gesundheitssystems mit zu verantworten.

Immer wieder reproduziere ich die Formel, dass Dinge passieren, die ich mir nicht vorstellen habe können. Immer wieder lautet die Losung: „außerhalb unseres Vorstellungsbereichs“. Diese Form der Renationalisierung, diese Absperrung des öffentlichen Lebens. Das wechselt mit dem Erstaunen ab, dass vorher in meinem Leben so etwas nicht passiert ist. Vielleicht habe ich also doch nicht wirklich nach links und rechts geschaut, als ich über die Straße ging?

Der Katastrophensoziologe Lars Claussen hat mir einmal gesagt, sie haben die Hilfskrankenhäuser nach der Beendigung des Kalten Krieges in Deutschland abgeschafft, das sei ein Fehler. Da müsse nur einmal was kommen, und dann würden wir den Salat haben. Unser Gespräch fand vor ungefähr zehn Jahren statt, damals hielt ich diese Auskunft für etwas abwegig. Er selbst erlebt den Zustand heute nicht mehr, ich kann ihn also nicht anrufen.

24.3.

Die Rückkehr zur Politik der schwarzen Null wird bereits wieder für Deutschland geplant. Inflationsängste begleiten sie. So wappnen wir uns also für die Zeit danach. Wer wird das alles bezahlen, lasst mich raten?

Ich bin allerdings noch woanders und spare mir meine schlechte Laune für die wahrhaft schlechte Zeit auf. Die ist bei weitem noch nicht gekommen bei uns. Wann sind die schlechten Zeiten da? Wenn wir einmal 500 Tote am Tag haben? Oder 1000? Oder doch schon 100? Heute herrscht hier Frühlingssonne, es ist schweinekalt, aber der Elektriker hat zugesagt, uns den Boiler zu montieren. Worüber sich also beschweren?

25.3.

Immer wieder beschäftigen wir uns hier mit Todeszahlen, also versuchen etwas zu beziffern, wie viele könnte es geben, wie viele kommen noch dran. Es wird jede Menge hochgerechnet. Die Potentialität des Todes kommt zum Vorschein in ihrer hässlichsten Form: Wie viele Tote nehmen wir in Kauf? Wie lassen sich die Kollateralschäden in Todesraten umrechnen? Können wir noch was anderes berechnen? Was ist das Maß für Todesraten? Wie viel kosten uns niedrige Todesraten?

25.3.

Wollen wir all die Promis zuhause sehen, wollen wir das? Die Schlafzimmerjoggingverschrumpeltheit in den Gesichtern. Deren Schlafäugigkeit und Ungekämmtheit interessiert mich nicht. Aber anscheinend, anscheinend brauchen wir jetzt mehr und mehr Gesundungserzählungen. Berichte von den Berühmten, die schon wieder auf dem Weg der Besserung sind: „Es geht uns schon wieder besser“, „Ich hatte nur leichte Symptome“, „Ich hatte nach der Diag-

nose Angst, aber man hat mich beruhigt.“ Und: Italiens Patient 1 ist wieder geheilt nach drei Wochen Intensivstation.

25.3.

Warum soll nicht alles in ein paar Monaten wieder so weitergehen wie zuvor? Das ist so ein geheimer Gedanke. Wieso soll das nicht funktionieren? Deshalb! Ist so eine Antwort, die wir den Kindern manchmal geben, wenn sie besonders blöde Fragen stellen. Es gibt nichts Blöderes als Corona-Tagebücher, sagt ein befreundeter Schriftsteller zu mir. Ich sage: Na no na net – Blödigkeit als Notwehr? – Er sagt nicht: Gilt nicht. Also ist auch er plötzlich höflich geworden.

26.3.

Jetzt wird alles rasend Vergangenheit. Mein Leben in der Stadt Berlin, auch die ganze Zeit mit der Familie dort – es nimmt merkwürdig schnell die Farbe des Gewesenen an. Die Kinder wirken schlagartig größer. Die Stadt Berlin wirkt sehr weit weg. Ich bin also hysterisch, sage ich mir, und das im Wartestand. Denn was mal sein wird, entfernt sich ebenso rasend.

26.3.

Wir sind eure Zukunft, erläutert der New Yorker Gouverneur Cuomo dem Rest der Amerikaner, und ich habe noch immer kein ungeborenes Kind, dem ich einen Brief schreiben kann, wie das jetzt mehr und mehr in Mode kommt, meine Kinder sind geboren und weit davon entfernt, selbst Kinder zu haben, sie wollen auch nicht. „Wir sind die letzte Generation“, hat ein elfjähriger Schulfreund meines Sohnes gesagt. Er selbst beschäftigt sich lieber mit anderen Dingen oder verrät diese Überzeugung aus Freundlichkeit mir gegenüber nicht.

27.3.

„In Italien sinken die Straftaten dramatisch. Sowohl Einbrüche als auch Straßenkriminalität. Und Großbritannien will Hunde zum Erkennen von Covid-19 ausbilden. In Berlin langweilen sich die Zootiere, weil ihnen die Besucher abgehen.“ Das habe ich jetzt zweimal aufgeschrieben, also einmal geschrieben, einmal gelöscht und nochmal aufgeschrieben. Ich höre von Fußballclubs, die sich um ihr Überleben sorgen, von Eiscafés, die sich um ihr Überleben sorgen, von den ganzen Einzelhändlern, den Theaterhäusern, den Varietés, (von den

Bordellen hört man nicht viel), Spielstätten, wie es so schön heißt, den Konzertveranstaltern. Ich höre vom Elsass und von der Lombardei. Ich höre von Spanien und von New York. „Wir sind Eure Zukunft“, sagen sie dort zum Rest von Amerika, und es soll eine Drohung sein. Niemand will mehr die Zukunft des anderen sein. Ja, wir sehen uns derzeit die Zukunft verteilen auf andere Länder und Städte und weisen sie von uns. Eine Ungleichzeitigkeit ist ausgebrochen und verteilt sich unter der Flagge des Virus über den Globus. Wer hat es schon „hinter sich“ und wer noch vor sich. Aus dem Burgtheater vorsichtiger Optimismus (sehr lustig), überhaupt aus Österreich vorsichtiger Optimismus.

In der HNA (Nicht Hals-Nasen-Ohren sondern Hessisch-Niedersächsische-Allgemeine – die Bäckerzeitung hier), um mich zu amüsieren, dort steht heute etwas von der Faulbrut der amerikanischen Bienen. Der Bienennachwuchs stirbt aus nicht geklärten Gründen.

28.3.

Telefonat mit Johannes aus der Akademie. Seine Frau näht jetzt Atemmasken für Krankenpfleger und Ärzte. Er näht an unserem Journal, das ja weitergehen muss. Die Anleitung dazu gibt es aber nicht im Netz und Leben wird es vermutlich nicht retten.

Sie suchen jetzt Erntehelfer: Spargel und Erdbeeren, und denken über Jobangebote an AsylbewerberInnen, Studierende und RenterInnen nach. Warum denke ich wiederum an die Zwangsarbeit bei der Baumwollernte in Usbekistan? Das ist doch was ganz anderes, sage ich mir. Lies doch endlich mal den George Orwell fertig, antworte ich mir, „Erledigt in Paris und London“.

28.3.

Der Über-Hundertjährige aus Italien, der heute vorgezeigt wird: Seht her, ich habe die Spanische Grippe überlebt, Mussolini und jetzt Corona. Er soll Optimismus verbreiten.

29.3.

Es gibt auch andere Krankheiten. Das hat man mittlerweile beinahe vergessen. Die KrebspatientInnen warten, die HerzinfarktspatientInnen, alle im Wartestand, lebend in der ständigen Verschiebung. Die Liste, wer alles nicht mehr

behandelt wird, könnte lang sein. Was ist mit den Rheumakranken, deren Mittel von panischen Hamsterkäufern weggekauft wurden, die von unserem Oberexperten Donald Trump die Losung bekamen: Das ist es! Über die Abwägung der Mittel wird viel gesprochen. Deren Verhältnismäßigkeit ist in diesen Tagen dran. Die ständig aufgeschobene Rede von der Lockerung der Maßnahmen. Das kurzfristige Aussetzen der Rechte wird beschworen. Es ist ja nicht für lang. Es gibt auch andere Krankheiten.

Der Anstieg der häuslichen Gewalt wird mal vermutet, mal bestätigt, mal dementiert, mal vorausgesehen, dann wieder bestätigt und wieder dementiert. Auf mehreren Newsblogs lese ich wie man „mehr als besorgt ist“ – man müsse sich um die Kinder „extrem sorgen“, erklärt eine Leiterin eines Lehrstuhls für klinische Psychologie und Psychotherapie hier und dort und überhaupt. Und schon grätscht der Leiter des Robert Koch-Instituts auf meinem Bildschirm dazwischen, dass es auch hier Zustände wie in Italien geben kann, also: Ärzte und Ärztinnen müssen entscheiden, wen sie retten dürfen und wen nicht.

Was aber geht hier konkret ab? Hier bei uns, hier am Land? Alles auf Absage – keine Uraufführung im Herbst, zwei Projekte fallen flach, zig Veranstaltungen weggeblasen, und: Alle wollen jetzt den digitalen Videoeinsatz. Aber immerhin auch kein Homeschooling-Schulzwang wie in der Schweiz und Österreich – Vorteil für uns – wir können den Kindern Raum geben, das zu lernen, was sie wollen. Privilegiert. Ha! Wer hätte das gedacht! Aber jetzt mal konkret: Die Einrichtung der digitalen Plattformen da und dort beobachte ich mit Skepsis, schließlich geht all das verloren: Die Trennung zwischen öffentlich und privat, die Trennung zwischen Beruf und Freizeit, also Trennlinien, die sich ohnehin schon aufgelöst haben – hier wie dort erweist sich die Situation des Virus als Booster. (Grenzlinien, Europa dicht etc.) Aber jetzt mal konkret: Arbeitslast. Leute, ich schreibe Euch gerne etwas, aber muss es andauernd auch Bild und Präsenz sein? Eiskalter Sonntag. Schneefall.

Thomas Stangl

23.3. Byung-Chul Han schreibt über die Perspektive einer postcoronalen Veränderung (Abschaffung des Kapitalismus, Lösung der Klimakrise etc.): „Ein Virus kann die Vernunft nicht ersetzen.“ Die Demokratie ausschalten könne er aber, via europäischer Kopflosigkeit und beispielhafter chinesischer Totalüberwachung.

(Und ein liebes chinesisches Schuppentier, das das Pech hat, für heilkräftig gehalten zu werden und deshalb tot auf einem Markt in Wuhan landet, gibt der Demokratie in Ungarn den Rest.)

/

Keine Panik, keine Erleichterung. Tabellen und Punkte auf der Graphik der Süddeutschen Zeitung, wie Schulnoten für die Länder oder für die Kranken aller Länder oder für die Gesundheitsbehörden aller Länder: „Der Trend zeigt an, wie sich dieses Tempo verändert: wird langsamer ●○○, bleibt gleich ●●○, wird schneller ●●●.“ Die Punkte und Zahlen sind ein leidlich guter Ersatz für die fehlenden Sportergebnisse. Immerhin eine Tabelle, auf der man seine Sympathien auf- und abwandern lassen kann. Trump ist dumm und böse, und deshalb haben sich die armen Amis ihre drei Sterne irgendwie verdient. Keine Panik, keine Erleichterung.

/

Großes Verständnis dafür, dass das Kind von seinen Schulaufgaben genervt ist, aber natürlich darf man das nicht sagen.

/

24.3. Die 16- oder 18- oder 20-jährigen, deren wichtigster Lebensinhalt ist, Freunde zu treffen und Partys zu feiern usw. Die es in die Nacht hinaustreibt: das jetzt ist meine Zeit, mein Leben, die einzige Zeit, die ich habe, das einzige Leben, das ich habe, dieses kitzelnde, juckende Jetzt. Das wäre meine einzige Zeit, mein einziges Leben. Das wäre meine einzige Zeit gewesen, mein einziges Leben gewesen, unaufschiebbar, nicht auf nächstes Jahr, nicht auf morgen. Das sind doch nur ein paar Wochen!, sagen die Erwachsenen schrecklich er-

wachsen. Wir vernünftigen, reduzierten, glaubenslos buddhistischen oder beckettistischen Existenzen, die wir uns in der Reduktion ganz wohlfühlen. „Vielleicht auch führte sie mich in ihr Rektum ein“, sagt Molloy, „im Grunde war mir das höchst gleichgültig. Aber ist das die wahre Liebe, im Rektum?“ (Verständnis für verantwortungslose „Idioten“. Gibt es – bis zu einem bestimmten Punkt – ein Recht, sich und andere ins Unglück zu stürzen?)

/

Die ziemlich billige kulturkritische Pointe in meinem Eintrag von letzter Woche: die meisten wissen wohl doch recht gut, was sie in der virtuellen Wirklichkeit und was sie in der körperlichen Wirklichkeit erleben wollen. Sie trifft viel eher mich selbst, der Begegnungen sogar in Texten am liebsten über die Distanz, über Erzähl- und Realitätsebenen hinweg organisiert und der in die Gesellschaft anderer Menschen („unter die Leute“) meist einen einsilbigen und ein wenig langweiligen Doppelgänger schickt.

/

Vor den Regalen im Supermarkt ist schwer zu glauben, dass es irgendeine Art von Krise oder Ausnahmezustand gibt. All die Marken sind noch da, die ganze Auswahl, die ganze Vertrautheit der Marken mit ihren Logos und dem ganz besonderen Geschmack, den jede von ihnen, dieser Käse, dieses Bier, dieser Orangensaft, dieser Aufstrich, diese Nudeln usf. verspricht. Ich stelle mir vor, wenn in sechs Wochen oder sechs Monaten alle ins Freie wanken, wäre all das nach und nach weggebrochen. Am Ende fast nichts mehr davon zu finden, vielleicht das Notwendigste.

Und dann erinnern wir uns und es ist, als wäre die Welt, in der wir die ganze Zeit wie träumend gelebt und gekauft, gegessen und getrunken haben, noch da, ganz nah, aber unerreichbar. In unseren Köpfen noch vorhanden, und wir müssten nur einen Schalter umlegen, um die Wirklichkeit zu wechseln und zurückzukehren. Wir müssen nur einen Schalter umlegen, um die Wirklichkeit zu wechseln.

/

25.3. Im Regal Barilla Segafredo Lavazza Campari Chianti Primitivo Barbera, in der Vitrine Pecorino Bel Paese Prosciutto Salami Milano usf.; die Katastrophe mag Italien treffen, aber nicht „Italien“.

/

Die Quarantäne weiterführen, auch wenn die Krankheit längst vergessen ist. Sich umbenennen in A, B, C, D und im Wohnzimmer Beckett spielen, ohne Unterbrechung. Sich von den Ecken her in strikter Choreographie diagonal durch den Raum bewegen; am Mittelpunkt einander ausweichen, mit immer phantastischerer Selbstverständlichkeit und Geschicklichkeit, eine bewusste und minimale Erotik jeder Bewegung, jedes Ausweichens, jeder Nicht-Berührung.

Der Rausch des Automatischen.

A late evening in the future.

/

26.3. Ich ertappe mich dabei, nicht nur großräumig auszuweichen, wenn ich auf der Straße jemandem begegne, nicht nur den Kopf abzuwenden, sondern auch den Atem anzuhalten oder zumindest vorsichtig, mit zusammengepressten Lippen und Nasenflügeln zu atmen. Kein Hauch aus meinen Lungen in der Luft. Nichts von mir abgeben, nichts aufnehmen. Vor meinem Haustor stehen Menschen, im Gespräch, zwei Männer, unkontrollierter Abstand; an ihnen vorbeihuschen, als wären sie nicht da (als wäre ich nicht da).

Wenn in acht Wochen oder acht Monaten alle wieder ins Freie wanken, wird alles noch da sein, nur wir sind komplett verrückt geworden, umgeben von fremden Wesen, Feinden, am besten wir werden unsichtbar.

/

27.3. Der Tod wird sonst immer als ein privates Unglück betrachtet, auch wenn man sich durch Statistiken beunruhigen und beängstigen lassen kann (man vermeidet es gern). Dieses Sterben ist etwas Gesellschaftliches; die Statistik greift sozusagen jeden als ein mögliches Opfer an. (Der graduelle Unterschied, dass etwas-mehr-Menschen-sterben-aber-längst-nicht-alle wird von einem bestimmten Punkt an zum qualitativen Unterschied; nicht bloß wegen der Berichterstattung, wie manche glauben oder glauben wollen: es ist so.)

/

28.3. Die Bilder (und Nicht-Bilder) aus der Lombardei, dem Elsass, Madrid, immer beklemmender, aber immer noch Bilder und Nachrichten, ein Bildschirm zwischen mir und den Nachrichten. Ich kenne immer noch niemanden, der (usw.) – es sind nur Bilder und Nachrichten. (Der Kippmoment, auf den ich beim Schreiben hinarbeite – wenn sozusagen der Bildschirm kippt und die Perspektive sich dreht – es hat etwas Perverses, das zu suchen; es zu suchen, sich allem Anschein nach auszuliefern, und dann die täuschende Sicherheit des Textes darüberzulegen. Schöne Sprache und schöne Gedankenfolgen, die in Wahrheit auch das (einzige?) sind, was mich jetzt bei dieser Notiz interessiert und diese Notiz immer länger werden lässt. Entschuldigen Sie bitte, entschuldigt bitte auch ihr, ihr Toten, ihr Erstickenden.)

/

Es ist angenehmer, sich probeweise mit jugendlicher Lust und Verzweiflung zu identifizieren als mit Erstickenden.

/

Die Idee, es würde irgendwo, in fast greifbarer Nähe, ein anderes Jahr 2020 geben, in dem all das nicht geschieht. (Noch einmal den Schalter umlegen, diesen Bildschirm wegschieben.)

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch Teil 3

29. März

Jeden Morgen, wenn ich aufwache, führt mich mein erster Weg ans Fenster. Ich riskiere einen verschlafenen Blick auf die Welt, alles scheint relativ normal. Na gut, es sind kaum Leute auf den Straßen, fahrende Autos bleiben die Ausnahme, die Krähen können nunmehr ungehindert am Gehsteig flanieren, davon machen die auch reichlich Gebrauch. Schlaftrunken wie man ist, könnte man die Geschehnisse der letzten Wochen auch nur geträumt haben, denk ich mir ...

Ich nehme das Mobiltelefon zur Hand, überall lese ich weiterhin nur von Corona, Pandemie, Pandemie, alles wie gehabt. Mittlerweile ist relativ klar, dass wir auch im Sommer (und wohl auch im Herbst) nicht zu unserem gewohnten Leben zurückkehren können. Ich storniere daraufhin meine Hotelbuchung auf einer der deutschen Nordseeinseln – wer weiß schon, wann wieder Reisefreiheit herrscht – am Ende nie wieder? Vielleicht wird die bloße Angst vor Corona auf Jahre hin das Reisen einschränken, die angespannte Wirtschaftslage wird es nicht leichter machen.

Ich bin in einem Land geboren, das sich hinter einem Eisernen Vorhang verschanzte. Ich war mir schon als Kind dessen bewusst, dass ein solcher „Normalzustand“ eine Zumutung darstellte, schließlich durfte ich meine Eltern niemals auf Reisen in den Westen begleiten. Die Grenze war für mich etwas Unpassierbares, das Niemandsland zwischen den jeweiligen Ländern malte ich mir folgerichtig als unwirtlichsten aller nur denkbaren Landstriche aus, wo böswillige Kreaturen jegliches Leben unterbanden.

Ich habe eine meiner kindlichen Vorstellungen vom „Niemandsland“ später in einem Roman festgehalten, wo ich unter anderem schrieb: „Oft habe ich mir vorgestellt, meine Mutter in einem Niemandsland, in einem dieser Korridore zwischen zwei Grenzen, wo sie mich gebar, damit ich niemandem gehöre. Dass sie mir alles beibrachte, was sie weiß, wo man nach Wurzeln gräbt, welche Beeren, ob rote Beeren überhaupt genießbar sind, wie man sich versteckt, vor den Ungeheuern der Erde.“

Könnte es eigentlich sein, dass ich heute in ähnlicher Art und Weise für lange Zeit (und Zeit ist bekanntlich relativ) in Österreich festsitze, dass künftig Grenzen erneut unser aller Leben prägen und bestimmen werden? Es liegt gewiss in den Händen der Politik – und somit, oh mein Gott!

Ich muss schnell irgendwie auf andere Gedanken kommen, das ist die Devise, ich öffne das Fenster um die kalte Morgenluft ins Zimmer zu lassen, willkommen, kalte Morgenluft, willst du dich setzen, etwas Tee? Ich lege mir eine Schallplatte auf und höre Jonas Kaufmann zu: Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern. Das muss ein schlechter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein, das Wandern ...

Oh ja, ich möchte wieder Reisen, Wandern, wohin ich will, Lesungen abhalten, Menschen begegnen, ich schreibe schließlich nahezu alle meine Bücher auf Reisen, nur dort kommen mir die wirklich guten Ideen, nur so macht das Leben für mich einen Sinn.

Das tschechische Wort für Reise, „cesta“, stammt im Übrigen von einem slawischen „cestiti“ ab, also einem heutigen „cistit“, ein „reinigen“ und „klären“, doch im übertragenen Sinne schwingt selbstverständlich das „Reine“ und „Klare“ mit; der Weg, die Reise als hehre Offenbarung, Erkenntnis und Überwindung seiner selbst. Das Verschmutzte, die Sünde möglicherweise, fällt dort gleichsam von einem ab, das Reisen wird zu einer rituellen Reinigung.

Am Anfang seines Buches „Reisen von Philosophen und Reisephilosophien“ verfolgt ein gewisser Lucien Guirlinger daher nicht ohne Absicht die Etymologie des französischen Begriffs der Reise (voyage). „Voyage“ sei, wie übrigens auch das italienische „viaggio“, vom Lateinischen „via“ hergeleitet, und beinhalte das „auf dem Weg sein“. Noch direkter ließe sich „voyage“ auf „veiage“ zurückführen, ein französisches Wort des 11. Jahrhunderts, dessen Akzent mehr auf dem Weg, der zurückzulegen ist, als auf dem Gehen oder Fahren selbst liegt; man kennt die platte Attitüde: Der Weg ist das Ziel.

Die heutige Bedeutung von „voyage“ – als Fahrt zu einem entfernten Ort –, die ab dem 15. Jahrhundert anzutreffen ist, stellt nach Guirlingers Ansicht eine unzureichende Definition im Französischen dar, weil sie die Reise auf eine räumliche Bewegung bzw. eine objektive Realität reduziert, während die Reise doch vor allem eine Geisteshaltung sein muss.

Der deutsche Begriff „Reise“, aus dem Vordeutschen „raiso“, „Aufbruch, Reise bzw. Losgang“, ist abgeleitet vom gemeingermanischen Verb „reisa“ und bedeutet „aufgehen, sich erheben“ (wie die Sonne, im Englischen!). Die Ausgangsbedeutung von „Reise“ ist also eine andere, als diejenige von „voyage“ und weist in die Richtung von „ausreißen“, „von etwas weg wollen“ - das Tschechische scheint mir jedenfalls die sprachlichen Konnotationen des Französischen und Deutschen zu vereinen.

Das englische „travel“ wiederum hängt mit dem französischen „travail“ (Arbeit) zusammen; beide Worte haben eine gemeinsame Quelle: das lateinische

„trepalium“, welches ein Folterinstrument bezeichnete und ergo irgendwann auch zum Synonym für Folter (daher auch „torture“ etc.) wurde. Es wanderte später in das Altfranzösische als ein „travailler“ und nahm dort die Bedeutung von „peinvoller, harter Arbeit“ an. Letztere Bedeutung von „travailler“ übernahm wiederum das Englische, wandelte diese aber schnell zu einem „travel“ im Sinne von „wearisome journey“ (ermüdende Reise), wahrscheinlich war dies den vielen Schwierigkeiten geschuldet, die ein Unterwegs-Sein früher, denken wir nur an die Zeiten Homers, Shakespeares oder Goethes, mit sich brachte.

Reisen ist also, wenn ich dies mit Hilfe dieser Sprachen festhalten darf, zunächst eine „ermüdende Folter“, ein „Ausreißen“ und „weg wollen“, ein „auf dem Weg sein“ (nicht unbedingt, um irgendein Ziel erreichen zu wollen), eine „räumliche Überbrückung von Entfernungen“, und – dem Tschechischen sei Dank – eine innere Reinigung, ja Läuterung.

Ich schaue erneut aus dem Fenster.

Daniel Wisser

29.03.2020

Die Nachrichten aus Verlagen und Buchhandel erfüllen mich jetzt doch mit Sorge. Jetzt Entscheidungen für April zu treffen, wie es die Regierung tut, ist für die Branche einfach zu kurzfristig. Ob mein Roman wohl im Herbst erscheinen kann? Gerade jetzt wäre mein Isolationismus hoch im Kurs. Oder auch nicht. Vielleicht doch umschulen lassen.

Verstehe die Absage des Bachmannpreises nicht, der im Grunde im TV und auf sozialen Medien stattfindet. Das Publikum im Saal ist doch völlig irrelevant. Warum also nicht die Juroren mit genug Abstand platzieren und den Wettbewerb abhalten? Es wäre ein perfekter Slot zu einer perfekten Zeit und hätte dieses Jahr bestimmt großen Zuschauerzuwachs.

28.03.2020

Der Kapitalismus ist eine gute Idee, funktioniert aber nicht. Er ist auch kein System, sondern kümmert sich nur um Teile der Gesellschaft. Was den Rest betrifft, so sieht er schulterzuckend den von ihm geschaffenen Katastrophen zu und ist der Meinung, die Caritas habe sich um die Armen zu kümmern, der Staat habe marode Unternehmen zu stützen und die Müllabfuhr sei für die Entsorgung seiner Leichen zuständig. Bevor der Kapitalismus nicht durch staatliche Kontrolle wenigstens in seinen wüsten Auswüchsen kontrolliert wird, ist die Bewältigung einer Krise wie der jetzigen pures Glück: Das Glück, dass durch (frühere) sozialdemokratische Politik noch genug übrig ist von einem funktionierenden Gesundheitssystem. Das Glück, dass der Staat noch nicht völlig von den kapitalistischen Anarchisten, die an der Macht sind, abgebaut wurde. Wie heißt es in Handkes *Untertagblues*: Ein Reicher, ein Mensch zu viel.

27.03.2020

Inzwischen denke ich: Auch wenn ich immun wäre, egal ob von Natur aus, durch Impfung oder durch die überstandene Krankheit, ich würde trotzdem nicht hinausgehen. Die Welt, die ich sehen würde, wäre nicht die Welt, die ich sehen möchte. Es bedarf schon kollektiver Bemühungen, um auch wieder einen Lebensraum, einen lebenswerten Raum zu schaffen.

26.03.2020

Die Rechtschreibprüfung unterwelt das Wort Klopapierknappheit.

Klopapier

Ungern ging die inzwischen arbeitslose Yvonne Halbherr nur deswegen in den Supermarkt, weil ihre inzwischen verstorbene Großmutter immer vor dem Einkauf zu ihr gesagt hatte: „Bring mir einen Liter von dieser Laktosemilch mit!“ Alle Erklärungen der Enkelin, die Großmutter meine wohl *laktosefreie Milch*, wurden von dieser mit einer Armbewegung abgetan. Ungern ging der Angestellte Ziegert einkaufen, weil in seinem Supermarkt eine Frau herumschlich, die sich immer hinter ihm an der Kasse anstellte, jeden seiner Einkäufe vom Förderband nahm, die Packung in ihrer Hand drückte und quetschte und sagte: „Aha, was sind denn das für

Nudeln?“ „Aha, was ist denn das für ein komisches Mehl?“ Und so weiter und so fort. Und auch der Diplomat Störck ging ungern einkaufen, weil er früher für seinen Großvater, der ebenfalls Diplomat gewesen war, immer zwei Packungen Klopapier hatte kaufen müssen. Eine Packung kam aufs WC, die andere ließ der Großvater in seiner Abstellkammer verschwinden und erzählte dabei jedes Mal stolz, dass er ganz alleine die Klopapierknappheit in Washington im Januar 1973 ausgelöst habe. Aber all das ist lange her, und selbst die Betroffenen wissen nicht, ob diese Geschichten wahr sind, oder ob sie sie nur so oft erzählt haben. Als etwa der Großvater des Diplomaten Störck diesen März verstarb, fand man in seiner Wohnung keine einzige Rolle Klopapier.

25.03.2020

Mehr als Leser von Tagebüchern tun mir Menschen leid, die andere abhören oder ihre Bewegungsprofile studieren müssen. Wie geht es dem Menschen, der sieht, dass ich vom Schreibtisch in die Küche gehe und mit dem Glas Oolong Tee wieder zum Schreibtisch zurückkehre? Vielleicht war ich dazwischen auf dem WC? Oder Händewaschen im Badezimmer? Die Hände sind inzwischen notorisch ausgetrocknet. Eventuell dreißig Tonnen Handcrème aus Norwegen bestellen.

24.03.2020

Schön langsam sickert die Anwesenheit des Virus ins Bewusstsein. Wie aber kommuniziert man mit einem solchen Ding. Ist es wirklich ein *es*? Oder eine *sie*? Oder doch ein *er*, wie Minister Nehammer nahelegt?

Wenn ich von draußen komme, frage ich mich. Wenn ich das Virus auf meiner Hose habe, muss ich sie mit 40 Grad oder 60 Grad waschen, um es, sie oder ihn zu töten? Ich wasche sie mit 60 Grad.

Ich erinnere mich, dass ich in der Autohagiografie von Aleister Crowley gelesen habe, dass er als Kind davon fasziniert war, dass man sagte: Eine Katze hat neun Leben. Er schloss also, dass man eine Katze auf neun Arten töten musste, damit sie wirklich tot war. So ähnlich wird es jetzt mit dem Virus, befürchte ich.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Melitta Breznik, geboren 1961 in Kapfenberg, studierte Humanmedizin, spezialisierte sich als Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie lebt und arbeitet im Kanton Graubünden. Ihr Roman *Mutter. Chronik eines Abschieds* erscheint im Mai 2020 bei Luchterhand.

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilia* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn ich mit dir rede* (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lisz Hirn, geboren 1984, studierte Geisteswissenschaften und Gesang. Sie ist als Philosophin, Publizistin und als Dozentin in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig sowie als freiberufliche Künstlerin an internationalen Kunstprojekten und Ausstellungen beteiligt.

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „BELLA triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggl, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikations-wissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.